

Paul Verhaeghe
Auf der Suche nach der verlorenen Liebe:
Alexithymie versus Romantik

Jeder von uns träumt von einer idealen Liebesbeziehung, die darin bestünde, dass man den idealen Partner findet, mit dem sich Trieb und Begehren letztlich glücklich miteinander vereinigen lassen. Die meisten von uns wissen, dass eine derartige Verbindung unmöglich ist, weil Trieb und Begehren radikal voneinander unterschieden sind (Verhaeghe 1999 bzw. 2004). Diese Erkenntnis scheint aber unser Streben danach nicht einzuschränken, sondern, im Gegenteil, es sogar zu fördern. Darin liegt einer der Gründe für die Erfindung der Poesie. Tatsächlich sind die Literatur im Allgemeinen und die romantische Liebe im Besonderen die typischen Mittel, durch die wir die Kluft zwischen Trieb und Begehren zu schließen trachten. Ohne Zweifel ist aber gerade das die beste Lösung gegen dieses Auseinanderdriften. Wenn aus Gründen, die noch zu erhellen sind, der Weg zu dieser Lösung blockiert ist, stoßen wir auf eine viel gefährlichere Art und Weise der Überbrückung dieser Kluft. Genauer gesagt: Wenn die romantische Lösung fehlt, sind wir gezwungen, auf primitivere Bewältigungsmechanismen zurückzugreifen, die direkt am Körper ansetzen. Anstelle des Romans „Madame Bovary“ begegnen wir dabei dem Film „American Psycho“. Darüber hinaus scheint es so, als ob unsere Zeit die romantische Lösung aufgegeben hätte und mehr und mehr die andere Richtung nehmen würde. Um es in klinischen Begriffen zu formulieren: Die klassische Psychoneurose verschwindet, und die Aktualneurose nimmt zu.

Um dies zu zeigen, brauche ich einen längeren Umweg, weshalb ich den Leser um Geduld ersuche.

Zur Einführung beginne ich mit einem Dialog, der aus dem Mainstream-Film „Analyze this“ (H. Lamis, USA 1999) stammt. Paul Vitti ist ein Mafiaboss, der unter Panikattacken leidet und deshalb mit Dr. Sobel eine Analyse beginnt. Während einer Sitzung stoßen sie auf den Ödipuskomplex, wie aus dem folgenden Zwiegespräch hervorgeht:

P. Vitti: „Why would I want my father to die?“

Dr. Sobel: „Well, you said that you were fighting. He slapped you around

because you were rebelling against his authority. It may have been some unresolved Oedipal conflict.“

P. Vitti: „English, English?!“

Dr. Sobel: „Oedipus was a Greek king who killed his father and married his mother.“

P. Vitti: „Those fuckin' Greeks!“

Dr. Sobel: „It's an instinctual developmental drive. The young boy wants to replace his father, so that he can totally possess his mother.“

P. Vitti: „What are you saying, that I wanted to fuck my mother?!“

Dr. Sobel: „No, no, it's a primal fantasy.“

P. Vitti: „Did you ever see my mother? Are you out of your fuckin' mind?“

Dr. Sobel: „It's Freud.“

P. Vitti: „Well then, Freud's a sick fuck ... and you are too for bringin' it up.“

Wie immer vergrößert eine Karikatur eine offensichtliche Tatsache. In Freuds Ödipustheorie ist die Rollenverteilung ganz klar. Der Vater ist für den Sohn, der eifersüchtig nach der Mutter strebt, die verbotene Autorität; der Beitrag der Mutter ist ganz gering, beinahe auf nichts als auf ein begehrenswertes Gut reduziert. In Freuds ödipaler Theorie geht es nur um den Vater, die Mutter ist ein Objekt, wenn auch das erste und wichtigste, das einen unauslöschlichen Eindruck in der Art und Weise hinterlässt, dass jedes spätere Objekt einer unmöglichen Konkurrenz ausgeliefert ist. Das bekannteste diesbezügliche Freud-Zitat ist natürlich der Satz: „Die Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung“ (Freud 1905, 123). Der tatsächliche Gebrauch des Wortes „Objekt“ ist sehr vielsagend. Damit ist auch die Basis für die klassische Übertragung gegeben. Ein Mann begehrt eine Frau, weil sie ihn an seine Mutter erinnert – aus dem ganz gleichen Grund ist sie auch verboten. Wegen des väterlichen Inzestverbots sucht sich in der Tat jeder Mann eine Autorität, mit der er kämpft, um so auch sein Begehren einzuschränken.

Natürlich ist Freuds Theorie weit komplexer als diese Karikatur, und die Post-Freudianer vollzogen viele Korrekturen. Die Objektbeziehungs- theorie rückten die Mutter und die prägenitalen Objekte als zentrale Punkte der Identitätsentwicklung in den Vordergrund. Bowlbys Bindungstheorie hob die Bedeutung der anfänglichen Beziehung zwischen Mutter und Kind hervor, während die aktuelle Version von Fonagy und Target sich auf das Resultat dieser Beziehung konzentriert, das heißt auf die Entwicklung der

Mentalisierung und den interpersonellen Interpretationsmechanismus. Es sieht so aus, als ob einzig und allein Lacan Freud mit seiner Hervorhebung des Vaters gefolgt wäre, indem er seine Theorie des Vaternamens und des Phallus konzipiert hat. Nichtsdestoweniger gibt es auch hier zahlreiche wichtige Veränderungen im Vergleich zur Freudschen Original- theorie.

Zunächst wies Lacan auf den Umstand hin, dass nicht einmal die Mutter als ursprüngliches Objekt je ausreichend wäre. Darüber hinaus bedeutet der Moment, in dem die Mutter zu einem Objekt für das Kind wird, dass irgendetwas für immer verloren gegangen ist, ein angenommener Urzu- stand der Befriedigung, in dem es weder Kind noch Mutter gegeben hat. Von diesem Moment an sehnt sich jeder von uns nach dieser verschwun- denen Erfahrung, und sogar unsere Mutter genügt nicht, sie wieder her- zustellen. Für Lacan ist das zentrale Element in menschlicher Liebe und menschlichem Begehren ein grundsätzlicher Mangel, der durch die struk- turelle Kluft zwischen dem Symbolischen und dem Realen verursacht ist. Jedes Objekt – sogar die Mutter – ist in eine imaginäre Konstruktion ein- gebettet, welche diese Lücke zu überbrücken versucht. Die romantische Liebe ist genau eine dieser Konstruktionen, welche es niemals schaffen wird, dem menschlichen Begehren ein Ende zu setzen.

Das ist der rosige Teil in der Lacanschen Theorie. Der andere Teil ist weit weniger ermutigend. Jenseits des Begehrens und seiner immer be- grenzten Lust ist der Mensch mit dem ursprünglichen Genießen des Triebes konfrontiert, das uns mit Zerstörung bedroht. Darüber hinaus ist der Agent dieses Genießens die Mutter, und sein Objekt ist ihr Kind. Im Gegensatz zur Freudschen Theorie ist das Lacansche Inzestverbot an die Mutter ge- richtet, welcher es durch den Vater untersagt ist, ihr Kind grenzenlos zu genießen. Lacans Metaphern sind in dieser Hinsicht sehr aufschlussreich: Frau und Mutter werden mit einer Gottesanbeterin verglichen, mit einem Krokodil, aus dessen bedrohlichen Fängen und Zähnen wir gerettet wer- den müssen usw. Die romantische Liebe und ihre Begleitphantasten stel- len nur einen dünnen Belag auf einem darunter liegenden verschlingen- den Trieb dar. Die beruhigende Imago der Mutter vermischt sich hier mit der bedrohlichen *Femme fatale*, die die dunkle Seite der Romantik ist.

Wegen dieser Theorie wurde Lacan ebenso angegriffen wie bewundert. Was jedoch weniger bekannt ist, ist die Tatsache, dass er danach eine vollständig andere ödipale Theorie eingeführt hat (s. dazu Verhaeghe 2006).

Ganz kurz zusammengefasst betrachtet er das ursprüngliche Genießen als etwas, das vom Körper selbst und nicht von der Mutter stammt. Freuds Theorie von Eros und Thanatos folgend führt dieses Genießen – obwohl es jeden von uns in den Bann zieht – zum Tod, und das Leben ist einzig und allein ein verlängerter Kampf dagegen. Wegen der traditionellen sozialen Struktur ist es die Mutter, die dem Baby die Kennzeichen – das heißt die Signifikanten – beibringt, die zu diesem Urogenießen führen. Daraus resultiert, dass sie zum Sitz und zum Ziel dieses Genießens wird. Sowohl das Begehren nach und die Abwehr gegen den Trieb wird dementsprechend auf sie gelenkt. Innerhalb der gleichen sozialen Struktur wird dem Vater die Rolle der Autorität angewiesen, der die Mutter und das Genießen, das sekundär auf sie zurückgeführt wird, zu verbieten hat. Durch diese Theorie entsteht ein völlig anderes Bild. Zunächst und vor allem impliziert es, dass das Genießen nicht in der Mutter, sondern in unserem eigenen Körper situiert ist, dass es nur sekundär mit der Mutter und mit der Weiblichkeit verbunden wird. Zweitens bedeutet es, dass das väterliche Verbot etwas wirklich Notwendiges ist, um uns gegen diese gefährliche, von unserem eigenen Körper stammende Erregung zu schützen. In dieser letzten Lacanschen Konzeption sind sowohl Vater als auch Mutter nichts anderes als Spielfiguren innerhalb einer sozialen Konstruktion, welche ihnen eine notwendige Rolle zuschreibt, da wir uns selbst gegenüber der Bedrohung eines ursprünglichen körperlichen Genießens schützen müssen.

Dieser auf das Genießen gerichtete Fokus führt mich zu einer zweiten, weniger bekannten Freudschen Anmerkung, die sich nicht auf das Objekt, sondern auf den Trieb bezieht. In seiner offiziellen Definition spricht er von einer somatischen Quelle eines Drangs mit einem gewissen Ziel, der mittels eines Objekts abgeführt wird. Unter einem etwas anderen Blickwinkel erscheint ihm der Trieb „als ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant der aus dem Körperinneren stammenden, in die Seele gelangenden Reize, als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhangs mit dem Körperlichen auferlegt ist“ (Freud 1915a, 214). Dies ist der reale Kern, der uns mit der meiner Meinung nach wichtigsten Frage konfrontiert: Wie entwickelt sich der somatische Teil des Triebs in eine psychologische Richtung? Als Antwort darauf werde ich meine eigene Mixtur aus Freud, Lacan und der zeitgenössischen Bindungstheorie darlegen. Dabei möchte ich vier Thesen vorlegen:

- *Erstens*, und zwar von Beginn an, wird die Verantwortlichkeit für meine

eigene Triebregerung auf den anderen verschoben (siehe dazu Verhaeghe 2002, Kapitel 6).

- *Zweitens* behaupte ich, dass die Triebregerung mit der Identitätsentwicklung und mit der Mentalisierung synonym ist (siehe dazu Verhaeghe 2002, Kapitel 8).

- *Drittens* läuft dieser dreifache Prozess auf ein Abwehrsystem in Beziehung zum Anderen hinaus (siehe dazu Verhaeghe 2002, Kapitel 7).

- *Viertens*: Ein solches System kann über- oder unterentwickelt sein. Die Überentwicklung führt uns zu „Madame Bovary“, die Unterentwicklung zu „American Psycho“.

Die erste These steht voll und ganz im Zusammenhang mit dem wahren Anfang der menschlichen Entwicklung. Schon 1895, genauer gesagt in seinem „Entwurf“ (siehe Freud 1950 [1895]) legte Freud eine Theorie über diesen Anfangspunkt vor. Dazu verwendete er ein Prinzip, das er von der Psychophysik entlieh und das später als das Lustprinzip bekannt werden wird. Leben wird als etwas betrachtet, was auf geringst mögliche Unlust, das heißt, Spannung, gerichtet ist. Freud argumentiert mit folgenden Überlegungen: Der Anfangspunkt für die menschliche Entwicklung ist eine Urfahrung von Unlust, die als Schmerz bezeichnet wird, was die Folge eines inneren Bedürfnisses ist, dessen Prototypen Hunger und Durst sind. Die Reaktion des Kindes auf diese unlustvolle Situation ist paradigmatisch und begründet alle darauf folgenden intersubjektiven Beziehungen. Das hilflose Baby wendet sich über den Schrei an den Anderen. Dem Anderen wird unterstellt, dass er sich um die „spezifischen Aktionen“ kümmert, welche die innere Spannung aufheben. Eine solche Intervention wird immer aus einer Kombination von Versorgungsmaßnahmen und Wörtern bestehen, wodurch dem Kind mitgeteilt wird, dass der Andere seinen Anspruch verstanden hat und versucht, darauf adäquat zu antworten. Man beachte, dass diese prototypische Begründung eine unauf lösbare Verbindung zwischen einem uranfänglichen somatischen Druck und dem Anderen herstellt. In anderen Worten: Der somatische Trieb benötigt von Anfang an eine intersubjektive Dimension.

Die Bedeutung dieser Verlagerung kann nicht genug gewürdigt werden, da sie alle nachfolgenden Beziehungen begründet. Zuerst und vor allem erhält das Kind ganz buchstäblich die Bilder und Wörter für seine innere Erfahrung vom Anderen, der sowohl den Schmerz des Kindes als auch dessen ersten Umgang damit reflektiert. Es ist ganz leicht, hier das zu sehen, was man heutzutage als Spiegelung bezeichnet. Darüber hinaus

nimmt von dieser primären Interaktion aus die ursprünglich reine somatische Triebspannung eine psychologische Dimension an. Um es deutlicher zu sagen, wird der somatische Schmerz in psychischen Schmerz umgewandelt, sobald der Andere nicht antwortet. Genau an diesem Punkt begegnen wir der primären Angst, das heißt der Trennungsangst.

Diese Interaktionen wiederholen sich während der ersten Lebensstage immer wieder, und sie führen normalerweise zu einer grundlegenden Überzeugung in uns, dass der Andere buchstäblich für die eigene Trieberregung verantwortlich ist. Die Folgen für unser Liebensleben, sei es nun romantisch oder nicht, sind offensichtlich.

Die zweite These führt eine bedeutsame Erweiterung der ersten mit sich. Die Triebregulation ist genau der gleiche Prozess wie die Identitätsentwicklung und die Mentalisierung. Darüber hinaus begründet dieser Prozess eine interpersonelle Strukturbeziehung, die im Erwachsenenleben fortauern wird.

Noch einmal gesagt: Diese grundlegenden Ideen sind schon bei Freud angelegt, obwohl wir für deren volle Ausarbeitung auf Lacan und auf die gegenwärtige Bindungstheorie warten mussten. Insbesondere muss die Idee, dass die Triebregulation mit der Identitätsentwicklung synonym ist, auf die Freudische Theorie zurückgeführt werden. Freud spricht über das „Ur-Ich“, und sogar über die Zelle, die sich der äußeren Welt gegenüber sieht. Der Entwicklungsprozess beginnt mit der Differenzierung des Ur-Ich von drei verschiedenen Aspekten in der äußeren Welt:

1. damit, was Lust verschafft,
2. damit, was Unlust bereitet und
3. damit, was Indifferenz produziert.

Freud beschreibt diesen Prozess mehr oder weniger in biologischen Begriffen: Der primitive innere Organprozess bzw. die Zelle erfasst zum Teil die externe Welt. Was als lustvoll empfunden wird, bleibt drinnen; was ein Unlustgefühl hervorruft, wird ins Außen zurückgewiesen.

Demzufolge ist die psychoanalytische Version des Bibelsatzes „Im Anfang war das Wort ...“ ganz prosaisch: „Im Anfang war Einverteilung und Ausstoßung.“ Der primitive „Ins-Ich-Prozess“ steht der äußeren Welt gegenüber und inkorporiert buchstäblich Teile davon. Die Erfahrung von Lust oder Unlust resultiert aus einer ursprünglichen Differenzierung. Der Unlustteil wird so schnell wie möglich wieder ausgespieen, sodass uranfänglich die äußere Welt und das Nicht-Ich synonym sind: Der Andere ist der üble Bursche. Umgekehrt verbleibt der Lustteil im Inneren, was be-

deutet, dass das Ich und die Lust synonym sind, was Freud auch mit dem Begriff des primitiven Lust-Ich ausdrückt.

Diese primitiven Prozesse sind in der Biologie wohl bekannt und ereignen sich auch sozusagen in vivo im Kind. Einverleibung: Babys entdecken die Welt über ihren Mund, sie „kosten“ sie buchstäblich. Der früheste Außenteil – die Muttermilch – wird einverleibt, und eine ganze Menge von anderen Dingen kann genauso in diesen kleinen Mündern verschwinden. Ausstoßung: Was schlecht ist, wird ausgespieen oder ausgekackt, und auch die elterliche Meldung ergeht in einer solchen Form an das Kind („Mhm, köstlich, das ist gut!“ Oder: „Das ist schlecht, das ist kaka!“) Auf der ganzen Welt können Eltern diesen „Baby-Sprech“ mit überraschender Leichtigkeit wieder entdecken, wenn sie in dieser analen und oralen Sprache mit ihren Kindern sprechen. Spuren dieser Sprache finden sich natürlich auch im Erwachsenendiskurs. Man denke an Ausdrücke wie „I'm going to eat you up!“, „Vor Liebe auffressen“ und „Du bringst mich zum Kotzen“. Im erwachsenen Liebesleben lebt der Vorgang auch im Form des Küssens weiter – wobei man wissen muss, wo aufzuhören ist, um nicht als Hannibal Lector zu enden.

Genau an dem Punkt, an dem Bilder mit Wörtern verbunden werden – was etwas essentiell Menschliches ist –, beginnt diese Interaktion. Dieser wichtige Schritt in der Entwicklung bedeutet, dass wir es von hier an nicht mehr länger mit einem Austausch zwischen dem Organismus und der äußeren Welt zu tun haben, sondern mit einem Austausch zwischen dem Kind und dem Anderen. Von diesem Punkt an haben wir den Übergang von der Mutterbrust zur Muttersprache erreicht. Deshalb verweist in der Lacanschen Begrifflichkeit der Andere sowohl auf den konkreten Anderen als auch die Totalität dessen, was der Andere zum Kind sagt. Dieser Andere hat die Funktion des Hermsignifikaten S_1 , der eine also, der sowohl das erste Fortschreiten des Triebgeschehens als auch die erste Schicht von Identität garantiert.

Der Gebrauch von Signifikanten führt andere Mechanismen ein, während der Prozess der Identitätsbildung als solcher der gleiche bleibt. Anstelle der buchstäblichen Inkorporation des lustbringenden „Außerhalb“ haben wir nun *Identifizierung* mit gewissen Signifikanten des Anderen. Im Gegensatz zur buchstäblichen Ausstoßung des unlustvollen „Außerhalb“ haben wir es nun mit *Verdrängung* dessen zu tun, was Unlust erzeugt, das heißt mit der Ausstoßung des Signifikanten, der damit wieder unbewusst wird. Dieser Teil der Freudischen Theorie ist in der Terminologie seiner zweiten

Topologie besser bekannt, obwohl die grundsätzliche Überlegung gleich bleibt. In seinem Beitrag über den Narzissmus schreibt Freud explizit, dass das Ich im Gegensatz zu den autoerotischen Trieben nicht von vornherein vorgegeben ist (Freud 1914a, 142). Ursprünglich beschäftigt sich das Kind mit der Befriedigung letzterer, einfach um zu überleben. Daher benötigt das Kind den Anderen – hauptsächlich die Mutter, was dazu führt, was Freud als „Anlehnung“ (attachment) bezeichnet. Dabei geht es um einen doppelten Prozess: Die sexuellen Triebe werden auf die selbsthaltenden Vitalfunktionen aufgefropft, und die Mutter wird zum ersten Sexualobjekt (Freud 1914a, 153f.). Der primäre Narzissmus wird dann durch die Einrichtung einer Spaltung zwischen dem aktuellen und dem Ideal-Ich ersetzt. Freud nimmt die Existenz noch einer anderen psychischen Instanz an, deren Funktion es ist, ständig die Distanz zwischen dem aktuellen und idealen Ich zu messen (Freud 1914a, 160–164). In „Das Ich und das Es“ kreiert er dafür den Begriff des Über-Ich (Freud 1923, 256). Beide (Über-Ich und Ich-Ideal) gehen ursprünglich auf die kritische Stimme der Eltern zurück, später vervollständigt durch wichtige andere Personen und durch die öffentliche Meinung (ebd., 264ff.). Hier können wir die Freudschen Wurzeln des Lacanschen Begriffs des „Anderen“ erkennen. In Freuds voranschreitender Erkenntnis geht die Identifizierung der Objektwahl voran; ja noch mehr: Die Identifizierung ist eine Vorstufe der Objektwahl. Unter diesem Blickwinkel besteht das Ich aus aufeinanderfolgenden Identifizierungsschichten, wobei jede von ihnen auf eine spezifische Objektbeziehung zurückverweist.

Um zusammenzufassen: Für Freud sind Identitätsentwicklung und Triebreulierung Teile desselben Prozesses, wie es durch die Konzepte von Ich und Über-Ich veranschaulicht wird; darüber hinaus werden Ich und Anderer in und durch eine ursprüngliche Beziehung konstruiert. Dies nennt Freud *psychische Realität*, und diese wird anfänglich die Vorherrschaft über die objektive Realität übernehmen. Innere und äußere Welten, das heißt das Ich und der Andere, entwickeln sich zur selben Zeit und in demselben Prozess gegenseitiger Spiegelungen. Genau diesen Aspekt behandelt Lacan in seiner Theorie des Spiegelstadiums, in welchem das Innere und das Äußere reversibel sind (s. dazu Lacan 1949).

Somit können wir uns nun und immer noch hinsichtlich unserer zweiten These Lacan zuwenden: dass nämlich Identitätsentwicklung, Triebreulierung und Mentalisierung dem gleichen Prozess angehören. Im Gegensatz zur aktuellen Meinung ist zumindest in dieser Hinsicht Lacan

ziemlich leicht zu verstehen. Bezüglich dieser zweiten These hat er, was die Struktur anbelangt, Freud neu formuliert und die Dimension des Anderen herausgestrichen. Seine aus den 1940er Jahren stammende Theorie des Spiegelstadiums erklärt, dass das Kleinkind (als infans, das heißt als nicht sprechendes Wesen, Anm. d. Übers.) keine wie immer geartete Identität hat und nur über die Triebkomponenten funktioniert. Das durch die Mutter gelieferte Spiegelbild verschafft dem Kind eine erste identifikatorische Schicht. Da unsere Identität vom Anderen her stammt, formuliert Lacan Freuds Identifizierungsbegriff als „Alienation“. Das primitive Ich korrespondiert mit dem gespiegelten Körperbild, das dem Kind eine Möglichkeit bietet, sich als eine Einheit wahrzunehmen und damit eine Herrschaft über sich zu erlangen. Dies ist die psychische Funktion, die Lacan dem Ich in seinen ersten Konzeptionen zuweist: eine Instanz, die ein über den Partialtrieben sich aufbauendes Selbstbeherrschungsgefühl und eine Geschlossenheit garantiert. Es ist wichtig, hier hinzuzufügen, dass für Lacan diese Partialtriebe nicht-phallische Triebe sind, ja sogar asexuelle Triebe. In den 60er Jahren arbeitet er seine Spiegeltheorie mit seiner Theorie über die Bildung des Subjekts aus. Jeder von uns wird über Alienationen zu einem Subjekt, was auf eine Freudsche Identifizierung bzw. auf eine Identifizierung mit den Signifikanten des Anderen hinweist. Darüber hinaus liegt in diesen Signifikanten der Versuch einer Antwort auf das Begehren und auf den darunter liegenden Trieb, was bedeutet, dass sie ebenso als Triebreulierungsversuche bedeutsam sind. An diesem Punkt weist Lacan mit Nachdruck auf das unvermeidliche Nichtgelingen dieses Regulationsprozesses hin. Wegen der strukturellen Kluft zwischen dem Realen des Triebes und der symbolischen Ordnung erreichen die vom Anderen gelieferten bzw. gespiegelten Signifikanten nie ganz ihr Ziel, sodass sie, wie schon früher erwähnt wurde, einen Mangel hinterlassen. Während es stimmt, dass durch Spiegeln die libidinösen Triebe im Körperbild und in Beziehungsstrukturen einen gewissen Organisationsgrad ermöglichen, bleibt ein wichtiger Anteil des Triebes durch Bilder und Signifikanten ungezähmt und unzählbar. Die Konzeption, die Lacan für dieses „reale“ oder nichtrepräsentierbare Überbleibsel des libidinösen Triebes entwickelt, ist das „Objekt a“. Dieser Mangel ist sehr wichtig und ermöglicht es Lacan, einen zweiten Prozess der Identitätsbildung zu verstehen, der von Freud nicht erwähnt wird, nämlich die Separation. Der Mangel in den Signifikanten des Anderen, das heißt die Unmöglichkeit, voll und ganz dem Trieb zu entsprechen, eröffnet dem Subjekt die

Möglichkeit, sich vom Anderen zu distanzieren und eine Wahl treffen zu können.

Darüber hinaus wendet Lacan seine Theorie auf Liebesbeziehungen an, wobei er zur überraschenden Schlussfolgerung kommt, dass ein sexuelles (Wohl-)Verhältnis zwischen Mann und Frau eigentlich nicht existiert. Zusammengefasst stellt sich dieser Teil seiner Theorie folgendermaßen dar: Die ursprüngliche Kluft ergibt sich zwischen dem Realen des Triebes und dem Subjekt, das als solches der symbolischen Ordnung angehört. Die Versuche, diese Kluft zu überbrücken, führen zu einem nie endenden doppelten Prozess der Subjektbildung und Triebregrüfung. Während der Subjektbildung wird die Gender-Identität innerhalb des ödipalen Stadiums, und zwar innerhalb desselben Prozesses, das heißt durch Identifizierung mit den Signifikanten des Anderen, konstituiert. Von dieser Differenzierung an laufen die Versuche, die Kluft zu überwinden und das Triebgeschehen zu beherrschen entlang einer sexuell-phallischen Linie, das heißt zwischen Mann und Frau. Als Resultat wird das nicht-phallische Genießen in phallische Begriffe umgeschrieben. Wenn sich Mann und Frau, wie man so sagt, voll Lust darauf einlassen, so werden sie auch unweigerlich mit diesem nicht-phallischen Rest konfrontiert sein, was genau das ist, was Lacan unter dem Begriff des „Objekt a“ prägte. Er weist dieses „a“ dem Realen des Körpers zu und nennt es eine „genießen-de Substanz“ (s. dazu Lacan 2004 [1962–1963]).

Die Konsequenz dieses vollen Luststrebens ist aber alles andere als ein erfülltes sexuelles Verhältnis. Wenn ein Mann unaufhörlich zur Frau als solcher kommen möchte, endet er in der Perversion, die auf der Ebene der Partialtriebe liegt. Die höfische Liebe ist ein anderer Versuch, mit den Mitteln einer Unmenge von Signifikanten etwas zu erreichen, was letztlich durch den Signifikanten nicht erfasst werden kann, das heißt das Reale des Triebes – daher auch die Abwesenheit der realen Sexualität in der höfischen Liebe, um dieses Misslingen zu vermeiden.

Dieses Misslingen hinsichtlich des sexuellen Verhältnisses führt mich zur aktuellen Bindungstheorie. Grundsätzlich findet sich hier bezüglich der Identitätsentwicklung und der Triebregrüfung das gleiche Denken wie bei Freud und Lacan. Der Hauptunterschied liegt aber darin, dass die Bindungstheorie empirisch fundiert ist. In dieser Theorie liegt der Schwerpunkt explizit in der Kombination zwischen der Entwicklung des Selbst und der Affektregulierung. Trotz der verschiedenen Bezeichnungen – Selbst und Affekt – ist der Anfangspunkt dieser Überlegungen sehr nahe

an Freuds Gedanken: „Somatische Prozesse, die sich in einem Organ oder in einem Teil des Körpers ereignen“ (Fonagy et al. 2002, 82–96). Wir dürfen nicht vergessen, dass in Freuds Theorie die Triebe an „selbsterhaltende“ Ich-Triebe angelehnt sind, wobei das deutsche Wort „Anlehnung“ ganz eng an das englische „Attrachment“ herankommt, was bedauerlicherweise durch die englische Übersetzung in den neologistischen Begriff „anaklitisch“ verloren gegangen ist (Freud 1914, 154–157).

Unter hauptsächlichlicher Bezugnahme auf entwicklungspsychologische Forschung behaupten die Attachment-Theoretiker, dass Intersubjektivität im Kind nicht von vornherein vorhanden ist. Nach der Geburt zeigt das Kind eine Tendenz zu „Kontingenzenzdeckung und sozialem Biofeedback“. Die Wahrnehmung der inneren Zustände in Kombination mit dem regulatorischen Spiegeln dieser Zustände durch die primäre Versorgungsperson führt zur Konstruktion eines Repräsentanzsystems. Wegen der spezifischen Natur dieses Spiegels – unter normalen Umständen ist es eine Mischung aus Versorgung und Regulierung – läuft diese Repräsentanzkonstruktion sowohl auf eine Identitätsentwicklung als auch auf eine Affektregulierung hinaus (Fonagy et al. 2002, 145–251).

Von meinem Standpunkt aus liegt das wirklich interessante Neue dieser Theorie weder im klassischen Fokus des Fortwirkens der ursprünglichen Bindung an die primäre Pflegeperson noch in der Kombination zwischen Identitätsentwicklung, Triebregrüfung und Instanz des Anderen. Der interessanteste Teil ist der Fokus bezüglich des Produkts des Bindungssystems, das heißt der Mentalisierung. Während sein ursprünglicher Schwerpunkt auf den infantilen Bindungsstil und dessen bestimmende Einflüsse auf Erwachsenenbeziehungen gelegt war, ist das Ziel von Bindung als Schöpfung eines symbolischen Repräsentanzsystems, durch welches Affektregulierung und Identitätsentwicklung entstehen können, neu formuliert worden. Das Repräsentanzsystem, das durch das Spiegeln des Anderen erreicht wird, erlaubt es dem Kind, nach und nach seine eigene Körperregulierung zu erfassen und zu beherrschen. Spezifischer gesagt kommt es zu einem Wechsel von einem „physiologischen Selbst“ zu einem „sozialen Selbst“ (Fonagy et al. 2002, 203–251).

Normalerweise – das heißt, entsprechend der Norm der Anderen – wird der Triebdruck mittels einer relativ kongruenten und prägnanten Spiegelreaktion durch den Anderen bearbeitet. Dies bildet die Basis, auf welcher das Subjekt eine auf Repräsentanz begründete Identität erlangt, wodurch eine psychologische Verarbeitung des Triebes möglich wird. Ihre weitere

ödipale Ausarbeitung gibt möglicherweise Anlass zur Bildung von signifikanten und bedeutsamen Symptomen. Vermittels dieser Vorgänge wird die ursprünglich automatische oder frei schwebende somatische Erregung zumindest teilweise durch ein defensives Repräsentationssystem beherrscht.

Damit komme ich zu meiner dritten These: Der dreifache Prozess von Identitätsentwicklung, Triebregerung und Mentalisierung läuft auf ein Abwehrsystem bezüglich des Anderen hinaus. Wie Sie bemerken, ist meine Lesart von Abwehr viel weiter reichend als die übliche Idee der Abwehrmechanismen. Auf einer Linie mit Freud müssen wir uns der Tatsache bewusst sein, dass das ursprüngliche Ziel der Abwehr den Druck des eigenen Triebes betrifft, das aus dem eigenen Körper hervorgeht. In Lacanschen Begriffen ist dies das ursprüngliche Genießen. Wie ich in meiner ersten These dargelegt habe, wechselt wegen dieser typischen Entwicklungssituation die Verantwortlichkeit für den Umgang mit der Triebregerung auf die primäre Bezugsperson, das heißt auf den Anderen hinüber. Hier ist der Andere der Lacansche Andere, der auf die Kombination zwischen dem konkreten Anderen und der symbolischen Ordnung hinausläuft. Dieser Abwehrprozess des Triebes besteht aus zwei Teilen: Er stellt eine typische Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Anderen her, welche später in jeder wichtigen Erwachsenenbeziehung wiederholt werden wird. Das ist Freuds Idee der Übertragung. Wie auch immer eine bestimmte Übertragsbeziehung gestaltet ist, wird sie stets die Idee beinhalten, dass der Andere die Schlüsselfigur für die Befriedung meines Triebes ist und meines Begehrens ist. Darüber hinaus ist diese typische Beziehung in eine größere Repräsentationsstruktur eingebettet, welche die Rollen des Ich und des Anderen bestimmt. In aktuellen Begriffen führt uns dies zur sogenannten Theorie des Seelischen (mind) und zur Theorie der Welt zurück. Die traditionellen Freudschen Abwehrmechanismen – Verdrängung, Projektion, Isolierung etc. – sind nichts anderes als spezifische Mechanismen innerhalb dieser größeren Repräsentationsstruktur. Dies ist einer der Gründe, warum Lacan das Unbewusste als etwas definiert, das wie eine Sprache bzw. als eine Sprache strukturiert ist. In klinischer Hinsicht werden diese Abwehrmechanismen dann wirksam, wenn der Triebanspruch zu stark insistierend wird, wobei wir aber nicht vergessen sollten, dass diese Mechanismen immer auch mit dem Anderen etwas zu tun haben, gewöhnlicherweise ein sehr konkreter Anderer aus viel zu viel Fleisch und Blut. Wir schützen uns gegen den

Druck unseres eigenen Triebes, indem wir uns vor dem Anderen schützen. Im besten Fall geschieht diese Abwehr auf psychologische Weise, das heißt auf einem Repräsentationsniveau.

Nun sollten wir aber zu unserem Gegenstand, das heißt zur romantischen Liebe wieder zurückkehren. Die romantische Liebe ist genau das, was es ausdrückt: Es ist Liebe durch einen Roman, das heißt durch eine begriffliche Ausarbeitung einer Beziehung zwischen zwei Liebenden. In der Tat „ist das Leben eine Geschichte, die von einem Idioten erzählt wird, voll von Klang und Wut, nichts bedeutend“. Wir müssen uns auf den Status dieses Nichts konzentrieren. Was jedes Subjekt signifikant einzufangen versucht, ist der ursprüngliche körperliche Teil des Triebes, das heißt der reale Teil davon. Wenn wir Shakespeares Zitat über Vermittlung von Bion lesen, dann ist dieses „Nichts/nothing“ in der Tat das „Nicht-Ding/no-thing“, also der Teil jenseits der Repräsentation (Bion 1962, 110–119). Wenn wir den Satz aus einer Lacanschen Perspektive lesen, ist dieses „nothing“ das reale Ding, das „Ding“ als solches, das ab dem ersten Tag nach der Geburt, ja sogar noch vor der Geburt insistiert und eine Antwort fordert. Wenn wir den Satz mit Freud lesen, geht es um den Trieb als ein Maß für die Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seiner Verbindung mit dem Körper auferlegt ist.

Die romantische Liebe ist die übliche Form, die diese Arbeit annimmt. Die Psychopathologie des Alltagslebens beweist, dass es sich dabei um eine unendliche Bemühung handelt. Normalerweise, das heißt neurotischerweise, schwanken wir hin und her zwischen einer Schuldzuweisung gegenüber uns selbst oder gegenüber dem Anderen, das heißt, dass wir uns nach der Wechselhaftigkeit der romantischen Beziehung richten und darauf hoffen, dass wir letztlich dem perfekten Anderen begegnen werden, dem Einen und Einzigen, der auf unseren Anspruch antworten kann. In dieser Hinsicht hat Freud recht: Das Finden des Objekts ist sein Wiederfinden. Aber wir müssen die Tatsache in Rechnung stellen, dass der ursprüngliche Andere auch nicht voll und ganz Befriedigung verschafft; das bedeutet, dass er oder sie nicht in der Lage war, endgültige Antworten auf unsere Erregungen zu geben. Lacan weist uns darauf hin, dass dies ein strukturelles Misslingen ist: Das reale Ding des Triebes, das „Objekt a“, Bions „no-thing“ können niemals ganz symbolisiert werden. Wie Freud sagte, ist der Drang des Triebes konstant (Freud 1915a).

Dies führt mich zu einer ziemlich schwierigen Lacanschen Behauptung: „Le rapport sexuel ne cesse pas de ne pas s'écrire / Das sexuelle Verhältnis

nis hört nicht auf, sich nicht zu schreiben“ (Lacan 1975, 86f., deutsche Ausgabe 101f.). Auf diese Weise kann Lacan den endlosen Charakter romantischer Liebe und romantischen Begehrens verstehen. Wir müssen ohne Unterlass darüber schreiben, sprechen und denken, das hört nie auf, weil wir nie in der Lage sein werden, das letzte Wort oder den letzten Gedanken darüber zu formulieren. Diese Unmöglichkeit wird durch die strukturelle Kluft zwischen dem Realen als Teil des Triebs („Objekt a“) und dem symbolischen Charakter des Signifikanten verursacht. In einfachen Begriffen: Wir werden niemals mit unserem Körper fertig werden, auch nicht mit dem Anderen, daher die Notwendigkeit eines „encore“, eines ständigen „mehr“. Nichtsdestoweniger ist die Schreibung der romantischen Liebe sowohl notwendig als auch kontingent.² Sie ist notwendig aufgrund des zwingenden Charakters der Triebspannung. Ihre Kontingenz ergibt sich hingegen aus der zufälligen Gestaltung der anfänglichen Interaktionen zwischen Mutter und Kind – das heißt, dass ihre spezifische Spiegelung unseres besonderen körperlichen Genießens die Repräsentanzwerkzeuge bestimmen wird, die wir für unsere Einschreibungen verwenden werden. In aktuellen Bindungsbegriffen werden die Kontingenzen unserer primären Beziehung für die Qualität unserer interpersonlichen Interpretationsmechanismen bestimmend sein. Aber wie immer auch die Qualität beschaffen sein wird, wird sie niemals eine endgültige Antwort liefern.

Dies mag uns ziemlich pessimistisch erscheinen. Es gibt aber auch genauso eine Kehrseite davon, die eine optimistische ist. Das strukturelle Misslingen zwischen Trieb und Begehren hält uns in Bewegung – was die etymologische Bedeutung des Triebes ist – und erlaubt uns, ja zwingt uns sogar dazu, etwas zu schaffen. Lacan folgend ist dies ganz und gar mit Liebe verbunden, weil in seiner Auffassung die Liebe das einzige Ding ist, das die Verbindung zwischen Trieb und Begehren garantieren kann („nur die Liebe gestattet es dem Genießenden, sich auf das Niveau des Begehrens zu begeben“). Dies bedeutet, dass eine bestimmte romantische Beziehung zwischen einem bestimmten Mann und einer bestimmten Frau zur Sublimierung des unmöglichen sexuellen Verhältnisses zwischen beiden führt.

Hätte ich diesen Beitrag vor etwa 50 Jahren geschrieben, hätte ich ihn an diesem Punkt beendet. Heute muss ich noch etwas hinzufügen, was voll und ganz in Zusammenhang mit meiner vierten These steht. Wie ich dargelegt habe, ist der Anfangspunkt unserer eigenen triebhaften Erre-

gung normalerweise auf einem somatischen Niveau angesiedelt. Mit Hilfe des Anderen lernen wir, mit diesem Drang umzugehen. Genauer gesagt erlangen wir ein Abwehrsystem von Repräsentanzen, das uns unsere Distanzierung vom realen Teil des Triebs erlaubt und uns vermittels des Begehrens damit umgehen lässt. Innerhalb der traditionellen Sozialstruktur impliziert dies eine typische Rollenverteilung: Die Mutter und daher die Frau wird zum Sitz eines begehrteten, jedoch gefährlichen Genießens, während der Vater die Rolle der verbietenden Autorität innehat. Jeder von uns kämpft gegen diese Autorität, aber gleichzeitig brauchen wir sie zu unserem Schutz. Als Ergebnis kommt es zu einer Verlagerung vom Trieb zum Begehren, wobei uns die romantische Liebe eine begrenzte Form der Lust verschafft.

Heutzutage scheint es, als ob bezüglich der anfänglichen Arbeit am Trieb über die Instanz des Anderen etwas schief laufe. Bis jetzt gewinnt man den noch nicht ganz deutlichen Eindruck, dass die notwendige Spiegelung und die darauf folgende Bewältigung der Repräsentanzfunktionen nicht mehr wie üblich verläuft. Gleichzeitig ist es offensichtlich, dass die traditionelle väterliche Funktion des Verbots verschwindet, wobei es beinahe verboten ist, etwas zu verbieten. Die Gründe für diese doppelte Veränderung sind ganz schwer zu verstehen, und wir müssen mit hastigen Erklärungen vorsichtig sein. Auf jeden Fall sehen wir uns nun den Konsequenzen dieses zweifachen Wechsels gegenüber. Im Sinne einer Zusammenfassung möchte ich kurz auf diese Folgeerscheinungen eingehen:

Zuallererst gibt es immer mehr Menschen, denen es nicht gelingt, ihre Triebe auf einem Repräsentationsniveau zu organisieren, weil während der primären Interaktionen etwas falsch gelaufen ist. Hier begegnen wir der sogenannten Alexithymie, was bekanntlich bedeutet, dass diese Menschen ihre Gefühle und Affekte nicht verbalisieren können. Wenn aber das Regulationssystem durch Repräsentanzen fehlt, müssen sie das Triebgeschehen auf einem ursprünglichen Niveau bewältigen, das heißt auf dem Niveau des Realen des Körpers. In klimischer Hinsicht läuft dieses Misslingen des Symbolisierungsprozesses auf eine Psychopathologie hinaus, die sich von der traditionellen unterscheidet. Die traditionellen Symptome sind bedeutungsvoll, und deshalb müssen sie auch interpretiert werden. Der gemeinsame Nenner der neuen Symptome ist im Gegensatz dazu ein Bedeutungs-mangel – sofern man an Alexithymie, Somatisierung, Panikstörungen, ADHD, Chronic Fatigue Syndrom, Enactment, Selbstbeschädigung, Sucht und allgemeine Borderline-Pathologie denkt. Nach

meinem Verständnis stellen diese Symptome verzweifelte Versuche dar, sich der Triebspannung zu entledigen, wobei es deshalb um verzweifelte Bemühungen geht, weil sie innerhalb des ursprünglichen somatischen Niveaus und ohne symbolischen Ausweg stattfinden müssen. In meiner Abteilung an der Universität von Gent laufen zurzeit Forschungsarbeiten über diese Pathologien. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, weil es sich dabei um einen anderen Beitrag handeln würde (siehe dazu Verhaeghe 2002). Es soll hier nur die Bemerkung genügen, dass wir diese aktuellen Pathologien über eine neue Lektüre des Freudschen Konzepts der Aktualneurose verstehen wollen, wobei wir das Konzept der Aktualpathologie als etwas von der Psychopathologie Verschiedenes entwickelt haben, was auch mit einem vollständig anderen Therapieansatz einhergeht.

Die zweite Folgeerscheinung führt uns zum Gegenteil der romantischen Liebe. Das Verschwinden des Verbots führt ein Verschwinden von Sicherheit und Schutz, die mit diesem Verbot ebenso verbunden sind, mit sich. Daraus ergibt sich, dass das ursprüngliche bedrohliche Genießen und die damit einhergehende Angst in den Vordergrund rücken bzw. im Realen erscheinen. Wegen der herkömmlichen sozialen Struktur und der anfänglichen Austauschprozesse zwischen Kind und Anderem ist die Vorhersage leicht, dass die Mutter und ganz allgemein gesagt die Frauen immer stärker mit alten maskulinen Ängsten besetzt werden. Die Frau steht für etwas nicht Identifizierbares, für etwas Reales und Bedrohliches ein. Die Unmöglichkeit, eine romantische Liebe zu entwickeln, bedeutet, dass eine Unzahl von Männern derzeit vor den Frauen flüchten. Unglücklicherweise läuft aber eine große Anzahl von ihnen nicht einfach davon, sondern reagiert in Form von Enactments. Daher finden wir neben Flucht auch Kampf, und die andere mögliche Reaktion besteht in Aggression. Die gegenwärtige Suche nach der verlorenen Liebe kann so zu einem Szenarium führen, das dem Film *American Psycho* vergleichbar ist.

Um abzuschließen: Alles spricht dafür, bei der romantischen Liebe zu bleiben. Die andere Option ist buchstäblich undenkbar.

Aus dem Englischen übersetzt von August Ruhs

Zusammenfassung

Entsprechend einer traditionellen psychoanalytischen Auffassung führt der Verlust des primären (mütterlichen) Objekts in der Kindheit zu Trennungsangst, welche eine endlose Suche nach Ersatz, üblicherweise innerhalb eines romanhaften/romantischen Kontextes, nach sich zieht. Im Gegensatz zu dieser Erkenntnis wird hier ein Standpunkt vertreten, der sich unter drei Thesen darstellen lässt: Zualtererst gilt, dass das primäre Objekt an sich schon ungenügend ist, weil es nicht wirklich das verlorene Objekt ist. Dieses ist vielmehr ein ursprünglicher Zustand der Ganzheit. Daraus ergibt sich, dass es nie ein Objekt geben wird, das den Urverlust ersetzen könnte. Zweitens zeigt die klinische Praxis, dass es neben der Trennungsangst auch dessen Gegenteil, nämlich Intrusionsangst gibt. Daraus erklärt sich der ambivalente Charakter der Suche nach Liebe und die Bedrohung, die vom Liebesobjekt ausgehen kann. Drittens kann auch die Bearbeitung des Verlustes mit Hilfe der Phantasietätigkeit fehlen. In diesem Fall findet die Reaktion auf den Verlust auf der Ebene des Körpers selbst statt (Alexithymie und aktuelle pathologische Erscheinungen).

Anmerkungen

- 1 Diesbezüglich stimmen wir nicht mit Strachey überein, der Freuds Idee der „Anlehnung“ auf die Verbindung von Sexualtrieben mit Ich-Trieben beschränken möchte „und nicht auf das Kind mit seiner Mutter“ ausdehnt (Freud 1914b, 87, Fußnote 2). Freuds Beitrag erlaubt eine erweiterte Lektüre, welche die Bindung an die Mutter mit einschließt. Dies ist umso mehr der Fall, als er in seiner Abhandlung später explizit Objektwahl als entweder narzisstisch oder auf Anlehnung beruhend unterscheidet (Freud 1914a, 153ff.). Dieser Übergang von einem bloß instinktuellen Funktionieren hin zu einem Schwerpunkt bezüglich des Bedürfnisses des Anderen, um eine Antwort auf die innere Not zu bekommen – ist in Freuds „Eitwurf“ (1950) bereits vorhanden.
- 2 „Schreibung“ wird hier im allgemeinen Sinn von „Repräsentieren“ verwendet. Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen (Sekundär-Prozess-)Denken, -Sprechen und -Schreiben, worauf wir aber hier nicht eingehen können.

Literatur

FONAGY, P., GERGELY, G., JURIST, E., TARGET, M. (2002): Affect Regulation, Mentalization, and the Development of the Self. Other Press, New York.

- FREUD, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V, 33–145.
 FREUD, S. (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. GW VIII, 230–238.
 FREUD, S. (1914a): Zur Einführung des Narzissmus. GW X, 137–170.
 FREUD, S. (1914b): On Narcissism: An introduction. Standard Edition 14, 67–102.
 FREUD, S. (1915a): Triebe und Triebchicksale. GW X, 210–232.
 FREUD, S. (1915b): Das Unbewusste. GW X, 264–303.
 FREUD, S. (1923): Das Ich und das Es. GW XIII, 237–289.
 FREUD, S. (1950[1895]): Entwurf einer Psychologie. GW Nachtragsband, 375–486.
 LACAN, J. (1975 [1972–73]): Le Séminaire, livre XX: Encore. Seuil, Paris (deutsche Ausgabe: Lacan, J. (1986 [1972–1973]): Das Seminar, Buch XX: Encore. Quadriga, Weinheim–Berlin).
 LACAN, J. (1949): Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Schriften I. Walter, Olten 1973, 61–70.
 LACAN, J. (2004): Le Séminaire 1962–1963, Livre 10: L'angoisse. Seuil, Paris.
 VERHAEGHE, P. (1999): Love in a time of loneliness – Three essays on drive and desire. Other Press, New York (deutsche Ausgabe: Verhaeghe, P. (2004): Liebe in Zeiten der Einsamkeit. Turia + Kant, Wien).
 VERHAEGHE, P. (2002): On Being Normal and Other Disorders. A Manual for Clinical Psychodiagnostics. Other Press, New York.
 VERHAEGHE, P. (2006, in Druck): Enjoyment and Impossibility: Lacan's Revision of the Oedipal Complex. In: CLEMENS, J., GRIGG, R. (eds.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Duke University Press, Durham, USA.

Adresse des Auteurs

Prof. Dr. Paul Verhaeghe
 Head of the Department of psychoanalysis and clinical consulting
 Ghent University
 H. Dunantlaan 2
 9000 Ghent
 Belgium

August Ruhs Das Streben nach Lust, die Faszination des Gleichen, das Begehren des anderen

Sowohl der Aufschwung der Genomforschung als auch die eindrucksvollen Erkenntnisse der sich immer stärker in den Vordergrund drängenden Neurowissenschaften fordern mit Nachdruck neue Antworten auf die uns ewig erscheinende Frage nach den Strukturen spezifisch menschlichen Seins heraus. Und es ist gerade die moderne Hirnforschung, die mit der Begrifflichkeit des „neuronalen Menschen“ (Changeux 1983), welcher allerdings, wie man mittlerweile sieht, ohne die Interdependenz mit aktuellen sozialen, ökonomischen und politischen Umwälzungen im Sinne einer „neuronalen Gesellschaft“ nicht gedacht werden kann, ein neues anthropologisches Dispositiv in Aussicht stellt. Damit wären auch jene Positionen überwunden und aufgelöst, mit welchen man die Ordnung des Humanen im 20. Jahrhundert zu kennzeichnen versuchte: so etwa die des „homo psychologicus“ im Gefolge der revolutionären Freudschen Erkenntnisse oder die einer „cinematic society“ als Ausdruck eines alles durchdringenden Blicks unter den Bedingungen einer hauptsächlich visuellen Massenkommunikation. Allerdings scheinen weder euphorische Erwartung noch apokalyptische Befürchtung wirklich angebracht zu sein, da man uns auch sagt, dass mittlerweile und mehr als zwanzig Jahre nach seiner Verkündigung das Heraufkommen des neuen Menschen noch keineswegs in Sichtweite sei. So scheint auch hier die Erkenntnis des österreichischen Dichters Nestroy zu gelten, wonach der Fortschritt immer nur halb so groß ist, wie er aussieht.

Nach wie vor ist aber die Prämisse nicht zurückzuweisen, dass unter den Lebewesen der Mensch insofern eine Sonderstellung einnimmt, als es bei ihm zur Entfaltung einer einzigartigen Variabilität und Vielseitigkeit sozialer Beziehungen gekommen ist, welche auf seinen besonderen Fähigkeiten zu mentaler bzw. sprachlicher Kommunikation beruhen. Daraus folgt aber auch, dass dieser privilegierten Position ein Mangel an genetischer Ausstattung gegenübersteht. Bezeichnungen für das menschliche Wesen im Sinne des aristotelischen „zoon politikon“ oder des „animal symbolicum“ (Cassirer), aber auch Definitionen, die es als „Mängelwesen“